

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Stefan Murr
Bis aller Glanz erlosch
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

- Vorbemerkung 7
1. Eine Beichte im Trentino 9
 2. Ein Arrangement 23
 3. Die Lunte am Pulverfaß 49
 4. Eine heimliche Freundschaft 74
 5. Die Affäre Cesare Battisti 101
 6. Ein Plan in Prag 127
 7. Eine Liebe in Wien 142
 8. Ein Putsch in München 172
 9. Eine Entscheidung in Berlin 192
 10. Der viereckige Mann 209
 11. Das Untier 238
 12. Das Treffen in Dresden 255
 13. Eine Liebe in Prag 265
 14. Die Akten der Zweiten Abteilung 284
 15. Enigma und Ultra 299
 16. Ein Besuch in Pardubitz 315
 17. Das Haus an der Uvoz 329
 18. Das Fest im Vladislav-Saal 339
 19. Aufruhr in Belgrad 379
 20. Ein interner Bericht 400
 21. Gespräch in Ashton-Abbotts 406
 22. Schwarze Fahnen über Prag 412
 23. Eine Schrift an der Wand 425
 24. Ein Vernehmungsprotokoll 441
 25. Der Flug der Attentäter 446
 26. Der Loyalitätsbeweis 452
 27. Der Fleiß des Willi Abendschön 446
 28. Ein Komplott in Prag 486
 - Eine Fotografie verbrennt 511

Eine Beichte im Trentino

Steil aus der engen, tiefen und steinigen Schlucht aufragend, wo sich die Gebirgsbäche Ruffré und Verdés vereinigen, steht das Kloster auf seinem furchteinflößenden Felsenkegel. Es reckt sich nur bis zu den Rändern der schmalen Schlucht hinauf. Man blickt aus jeder der schießschartenähnlichen Fensteröffnungen nicht über weites Land und freundliche Dörfer, sondern auf die abschüssigen, von verwitterten und zerzausten Fichten bestandenen Abstürze der schroffen Klamm. Das Kloster ist klein. Es hat niemals in seiner Geschichte mehr als ein Dutzend Mönche beherbergt. Und seine Geschichte ist lang. Es türmt seine aus den verschiedensten Epochen stammenden Gebäudeteile aufeinander und untereinander, bis es ganz oben, noch über einer aus dem neunten Jahrhundert herrührenden romanischen Kapelle, die mit ihrer Apsis tief in den Fels hineingetrieben ist, mit einem klobigen, sechseckigen Trakt endet, dessen tief heruntergezogenes, fast flaches Ziegeldach sich über einen düsteren Wehrgang stülpt. Von diesem Wehrgang aus gehen die Zellen der Brüder ab.

In einer von ihnen lag am 23. Februar 1987 ein alter Mann im Sterben, und er wußte es. Es war nachmittags gegen fünf, und in der kargen und engen Zelle wurde es bereits dämmerig. Der alte Mann hatte sich immer gewünscht, schmerzlos und im hellen Licht des Tages sterben zu dürfen. Beides schien ihm der Herr in seinem unerforschlichen Ratschluß zu versagen. Er litt Schmerzen, denn vielleicht hatte er noch nicht genug gebüßt. Und es wurde dunkel, denn vielleicht war es der Wille des Herrn, daß er auch die Schatten der Vergangenheit, die die nahezu vierzig Jahre der Abgeschiedenheit in

dem Kloster des heiligen Romedius begleitet hatten, mit hinübernahm in sein ewiges Reich. Der Mann starb ohne ärztliche Hilfe. Die schmale Straße nach Sanzeno, die unter den steilen Abstürzen der Schlucht hindurch neben dem zu eisigen Kaskaden gefrorenen Bach auf der Talsohle dahinkriecht, bis sie beginnt, sich an dem Felskegel zum Klostereingang emporzuwinden, war an den drei Stellen, wo dies jedes Jahr geschieht, von Lawinen verschüttet, so daß es vom sonnigen Nonnstal aus keine Möglichkeit gab, das Kloster zu erreichen. Der Mann starb ohne ärztliche Hilfe, aber er starb nicht ohne geistlichen Beistand. Er hatte nach dem Prior um die Sterbesakramente geschickt, mit der Bitte, ihm die Beichte abzunehmen. Der alte Mann starb fromm. Aber fromm war er nicht immer gewesen. Wichtig erschien ihm, daß er es jetzt war.

Von weit unten her aus dem verwinkelten Bau hörte er die Schritte des Priors über die endlosen, steilen eichenen Treppenläufe nahen. Der alte Mann hatte noch sehr gute Ohren. Deutlich vernahm er deshalb die gedämpften Schritte des zweiten Mannes, der hinter Pater Renuus nach oben unter das Wehrdach gestiegen kam und sich Mühe gab, den Laut seiner Sandalen zu unterdrücken. Das war Bruder Mamertus, der das Kruzifix trug, die heiligen Sterbesakramente und die Stola. Der Mann auf seiner eisernen Bettstelle in der unwirtlichen Zelle versuchte ein Lächeln. Es machte ihm nichts aus, daß Bruder Mamertus mit den Sterbesakramenten kam. Er ersehnte es jetzt sogar. Der Tod würde ihm nicht nur gnädig das Ende seiner Schmerzen gewähren, sondern auch das Ende des Denkens, der Erinnerungen, der Reue, der Sühne und der Erniedrigung. Denn der sterbende Mann glaubte jetzt daran, daß dort drüben die Reuigen zur Gnade kamen, wie es in der Schrift steht.

Als Pater Renuus die schwere Eichenholztür nach innen stieß und die Petroleumlampe mit ihrem grünen Glassturz über den Kopf hob, erhellte ihr Licht den Raum und gleichzeitig das Gesicht des Priors. Auch Pater Renuus war ein alter Mann, und seine Züge gleichen der rissigen Erde eines ausgetrockneten Ackers. Seine Augen waren hell und sehr ehrlich. Er lächelte nicht und versuchte auch nicht, den sterbenden Bruder im Herrn zu trösten. Er trat in die Zelle, setzte die Lampe auf das an der Bohlenwand befestigte Klapp-

brett, das als Tischchen diente, kam zur Lagerstatt und strich dem Sterbenden über das schweißnasse Haar. Der alte Mann verlangte zuerst nach der Beichte. Der Prior bat den Bruder Mamertus, obwohl es kalt war, draußen unter dem tiefgezogenen Wehrdach zu warten. Als die beiden alten Männer in der Zelle allein waren, raffte der Prior die Soutane um die Schenkel und ließ sich auf dem rohen Eichenholzhocker nieder, der neben dem Bett stand.

»Wie lange ist die Zeit, die du in diesen Mauern verbracht hast und die jetzt zu Ende geht?« fragte er und faltete die Hände vor dem Leib wie für ein längeres Gespräch. »Du warst schon da, als ich hierher zum heiligen Romedius kam. Laß mich rechnen, es müssen also mehr als dreißig Jahre sein. Eine lange Spanne.«

»Es sind genau fünfunddreißig Jahre und fünf Monate, Padre Priore«, sagte der alte Mann. »Aber seit ich zum ersten Mal hier war, sind es einundvierzig Jahre und neun Monate. Damals war Pater Remigius der Prior. Das Kloster war vollgestopft mit verzweifelten Flüchtlingen und Deserteuren. Und ich war behängt mit den Patronengurten für ein Maschinengewehr, mit Handgranaten am Koppel, und auf dem Kopf trug ich den Stahlhelm der deutschen Waffen-SS.« Der alte Mann nahm eine kaum spürbare Überraschung, ein fast unmerkliches Zurückzucken seines Gegenübers wahr. Es entstand ein Schweigen, währenddessen sie den frierenden Bruder Mamertus draußen in dem dunkel werdenden Wehrgang hin- und herschlurfen hörten.

»Und damals sind also Dinge geschehen, für die du jetzt die Absolution erbittest«, sagte der Prior.

»Nicht damals«, antwortete der alte Mann. »Vorher sind Dinge geschehen, die noch heute mein Gewissen belasten. Am Ende meines Lebens. Und ich will sie beichten.«

Der Prior nahm das Kruzifix, das er um den Hals trug, deutete das Kreuzeszeichen auf Stirn und Brust von Bruder Justus an und sagte: »Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes: Der Herr schenke dir seine Huld. Und nun sprich, mein Sohn, Gott wird dich hören.«

Der alte Mann nickte und sagte: »In dem Bord über meinem Kopf steht das ›Breviarum Romanum‹, siehst du es?« Der Prior nickte.

»Dann hol es herunter.«

Der Prior erhob sich nicht ohne Mühe, griff nach oben und entnahm dem Wandbord das Brevier.

»Schlag es auf«, sagte Bruder Justus. »An der Stelle, wo dir etwas entgegenfällt.«

Der Prior tat dem Frater den Willen. Das, was ihm entgegenfiel, war eine schon ziemlich verblichene Fotografie, ungefähr in dem Format, das auch das Brevier hatte. Der Prior mußte sie nah an den Lichtkegel der Lampe halten, um zu erkennen, was das Bild darstellte. Erst nach einer Weile begriff er. Auf der Fotografie waren elf Männer in Uniform zu sehen. Neun von ihnen standen in einer Reihe, die sich aus der vorderen rechten Ecke nach links rückwärts zog. Diese Männer trugen mit silbrigen Totenköpfen verzierte Schirmmützen, blickten provozierend in das Objektiv der Kamera und hielten ihre Karabiner in der traditionellen Präsentierhaltung des preußischen Heeres senkrecht vor dem Körper. An ihrem rechten Flügel war ein zehnter Mann zu sehen, der kein Gewehr trug. Am linken Bildrand, schon fast im Hintergrund, bildete der elfte, frontal zur Kamera, den Abschluß der Reihe, ein Offizier, wie an der silbernen Mützenkordel und dem ebenfalls silbrig glänzenden, runden Koppelschloß vor seinem Leib zu erkennen war. Diese elf Männer standen vor einer schmucklosen, weiß getünchten und von einem Stacheldrahtgeflecht gekrönten Mauer, hinter der auf der linken Seite des Fotos ein häßliches Gebäude aufragte. Ein Eckfenster war geöffnet, und wenn man genau hinsah, meinte man, eine Frau zu erkennen, die sich auf das Sims lehnte. In dieser Hinsicht konnte man sich immerhin täuschen. Nicht täuschen konnte man sich allerdings in dem durch und durch verworfenen Gesichtsausdruck der meisten dieser SS-Männer, in den mit Tinte dunkel über ihren Köpfen aufgetragenen arabischen Ziffern eins bis elf von rechts vorne nach links hinten und in der mit der gleichen Tinte und von der gleichen Hand an den unteren Bildrand gesetzten Schrift: *Das Erschießungskommando von Theresienstadt.*

Als Pater Renatus nach einiger Zeit begriffen hatte, was das alles bedeutete, ließ er die Hand mit der Fotografie sinken, starrte Bruder Justus an und murmelte: »Was sind das für Männer, Bruder? Wie heißen sie? Und was haben sie getan?«

»Ich habe diese Männer vorher und nachher nie wieder gesehen«, sagte Bruder Justus. »Von diesen elf Männern kenne ich nur einen einzigen. Seinen Namen findest du auf der Rückseite der Fotografie unter Nummer vier.«

Der Prior drehte die Fotografie um und entzifferte auf ihrer Rückseite nicht ohne Mühe unter Nummer vier den Namen Rudolf von Alpacher. Er murmelte diese beiden Worte vor sich hin und sah den Mönch an.

»Das bin ich«, sagte der Frater.

»Unglückseliger Mensch«, murmelte der Prior. »Du wirst doch damit nichts zu tun gehabt haben, mit der Judenvernichtung im Hitlerreich?«

»Nein, nein«, sagte der Frater. »Ich kann dich beruhigen. Damit hatte ich nichts zu tun. Jedenfalls nicht mehr als Millionen andere, die sich nicht dagegen aufgelehnt haben, als sie es erfuhren.«

Der Prior atmete erleichtert auf. »Aber was hat es dann mit dieser Fotografie auf sich, Bruder Justus?«

»Hör mir zu«, sagte der Mönch. »Ich will es dir erzählen. Es war, glaube ich, im Spätherbst des Jahres 1949. Ich hatte damals einen Hauswartsposten in der Leopoldvorstadt von Wien, als es eines Abends bei mir läutete. Ich drückte den Türöffner und ließ einen Mann ein, den ich nicht kannte. Er stolperte zu mir herunter in das Souterrain, warf sich in einen Korbstuhl und sagte, daß er Andreas Kobler heiße. ›Nie gehört«, sagte ich, ›ich habe dich auch noch nie im Leben gesehen.‹ ›Glaube ich dir, Alpacher«, sagte der Bursche. ›Dafür kenne ich dich und auch deinen Namen.‹ Dann zog er das Foto aus der Brusttasche, das du in der Hand hältst, Padre Priore, zeigte es mir und sagte, er sei die eigentliche Nummer vier, aber auf diesem Foto sei nun einmal nicht er, sondern ich. Und das sei für ihn gut und für mich schlecht. Ich hatte damals neben meiner Hauswärtsstelle angefangen, sozusagen im dritten Hinterhof einen selbständigen Handel mit Fahrradersatzteilen und Fahrradreifen aufzubauen, wie man das halt gemacht hat damals, um irgendwie über die Runden zu kommen. Das begann allmählich wirklich, ein paar Schillinge zusätzlich abzuwerfen. Mir ging es damals gar nicht so schlecht, Padre, und es sah so aus, als ob es mir nach und nach noch besser gehen sollte. Da kam dieser Kerl, warf sich in meinen

Sessel und verlangte von mir, ich solle ihn an meinem Geschäft mit fünfzig Prozent beteiligen. Mit allem, was er mir anderenfalls androhte, hatte er natürlich vollständig recht. Mit Hilfe dieser Fotografie konnte er mich um meine soeben gegründete Existenz und um meine Freiheit bringen. Verfahren, Verhöre, Auslieferung an die Tschechen, die Russen, die Israelis, Todesurteil, langjährige Freiheitsstrafen ... Du mußt wissen, das Theresienstädter Erschießungskommando bestand durchwegs aus Freiwilligen. Mit einem Wort: Er hatte die Vernichtung meiner zivilen Existenz in der Hand. Er drohte mir an, noch andere Beweismittel gegen mich aufzudecken, wenn ich nicht auf seine Vorschläge einginge.«

Der alte Mann schwieg. Auch der Prior schwieg. Draußen auf dem Wehrgang hörte man Bruder Mamertus hin- und herschlurfen und die Arme um den Leib schlagen, um sich warm zu machen.

»Und woher hast du dann diese Fotografie, die in Koblers Händen eine so gefährliche Waffe gegen dich gewesen wäre?« fragte der Prior. Bruder Justus antwortete zunächst auf diese Frage noch nicht, sondern sagte: »Ob ich mich an den 20. April 1945 erinnern könne, an den letzten Geburtstag unseres Führers auf dem Exekutionsglacis der ›Kleinen Festung‹ Theresienstadt. Dort hätte ich im Morgengrauen dieses 20. April einen Mann hingerichtet. Ich erinnerte mich ganz genau. Wir hätten alle diesen Mann exekutiert, sagte ich, wir alle neun, vier kniend und fünf stehend. Ich erinnere mich auch heute noch genau. Der Mann war an einen Pfahl gefesselt, man hatte ihm die Augen verbunden. Er zeigte jedoch eine höchst verwunderliche Heiterkeit. Der Mann reckte und dehnte sich an seinem Pfahl fast behaglich, als der Oberscharführer, der das Kommando hatte, befahl: ›Legt an ...‹ — ›Ihr könnt mich doch gar nicht mehr meinen‹, sagte der Mann am Pfahl. ›Gebt nicht so an, ihr Nieten. Bist du auch dabei, Jöckel, du Flasche?‹ Das ›Gebt Feuer‹ des Oberscharführers ließ den Mann verstummen. Sie hatten ihm ein kragenloses weißes Hemd übergezogen. Auf das Hemd war an der Stelle, unter der das Herz saß, ein schwarzer Kreis genäht. In diesen schwarzen Kreis ließen wir Kimme und Korn einschwenken und drückten ab, als das Kommando kam. Die Salve krachte und hallte von dem Gemäuer des Wallgrabens wider, in dem sich die Erschießungsecke befand. Der Graben war voll von

dem scharf riechenden Pulverqualm. Ich sah den Mann, der vor ein paar Sekunden noch gelacht hatte, mit vornübergekipptem Oberkörper an seinem Pfahl hängen, und sein Kopf baumelte ein- oder zweimal hin und her. Ich wußte das alles noch und sagte zu Kobler, daß es ein rechtmäßiges Urteil gewesen sei und eine rechtmäßige Vollstreckung. Man hätte mir das bei meiner Abkommandierung gesagt. Der Mann sei ein Hochverräter und Defätist gewesen und hätte sein Urteil verdient. Kobler lachte. ›Das glaubst auch nur du, sagte er zu mir. ›Wo waren denn an diesem Morgen die Vertreter der Anklage und des Gerichtsherrn, wie das vorgeschrieben ist? Wo war der Pfarrer, der Arzt? Das war doch alles Staffage.‹ Der Mann sei ein Prominenter gewesen, den sie seit Monaten hier gefangenhielten und jeden Morgen zum Schein vor den Sandhaufen stellten, damit er endlich rede. Von dem hätten allerhöchste Stellen Aussagen von allergrößter Wichtigkeit gebraucht. Sie hätten ihn dem Obersturmführer Jöckel übergeben, von dem bekannt war, daß er alle Aussagen bekam, die man brauchte. Und der hätte sich ebendieses Spielchen einfallen lassen. Sie hätten seit Wochen in ihren Karabinern Platzpatronen gehabt. ›Aber ich habe doch den Rückstoß gespürt, sagte ich entsetzt, und ich hätte keine Platzpatrone abgefeuert. Ich hätte schließlich lange genug scharf geschossen, um mich nicht zu irren. Ich hätte den Karabiner Nummer vier aus genau demselben Gewehrständer entnommen wie die anderen acht. Kobler zuckte nur mit den Achseln. Wie dann die scharfe Patrone in die Kammer des Gewehrs Nummer vier gekommen sei, schrie ich ihn an. Kobler zuckte wieder mit den Achseln und lachte. Sie hätten sich dann später noch darüber unterhalten: Kommt da einer, kommandiert von der Waffen-SS mit Orden und Nahkampfspange, und schießt ihnen den Kerl über den Haufen, von dem sie noch Aussagen gebraucht hätten. Bleimantelgeschosß mit abgefeilter Spitze dazu. Und dann wird ihm noch übel, dem Anfänger von der Ostfront, nach dem, was er angerichtet hat. Ob es nicht doch besser wäre, wenn ich auf seine Vorschläge einginge?« Die Stimme des alten Mannes war schwächer geworden. Er hatte nicht mehr sehr viel Kraft und brauchte eine Pause. Der Prior spürte, wie diese Beichte den Bruder von Grund auf aufwühlte. Doch er wußte noch längst nicht alles.

»Und wie bist du zu dieser Fotografie gekommen?« wiederholte er nach einer Weile seine Frage von vorhin.

»Ich habe sie ihm weggenommen«, sagte Bruder Justus. »Er wollte dann meine Räume sehen, meine Vorräte, mein Lager. Das alles befand sich in dem geräumigen Heizungskeller. Darin stand ein enormer Kessel für Koksfeuerung, und an den Wänden hingen neben anderen Werkzeugen diese riesigen Übersetzungszangen, die man zum Öffnen und Schließen der Flansche an den Rohrleitungen braucht. Ich schwöre dir, Padre, daß es kein Vorsatz war. Als ich den Mann vor mir und die größte der Zangen, einen Meter zwanzig lang und drei Kilo schwer, in Griffweite neben mir sah, habe ich sie von der Wand genommen und den Mann erschlagen. Er war auf der Stelle tot. Ich habe die Fotografie an mich genommen, die Leiche unter dem Koks vergraben und sie dann Stück für Stück in der Kesselfeuerung verbrannt. Es hat nie jemand nach ihm gefragt.«

Bruder Justus schwieg erschöpft. Die Lippen des Priors bewegten sich in stillem, teilnehmendem Gebet. »Der Herr sei dir gnädig«, murmelte er immer wieder.

Nach einiger Zeit begann der Sterbende noch einmal zu sprechen. »Ich habe damit nichts weiter getan als das, was dieser Mann in zahllosen Fällen anderen angetan haben muß, Padre. Ich habe es nicht aus Sadismus und nicht aus Mordlust getan wie er, sondern aus Angst. Ich habe gesündigt, aber ich habe gebüßt.«

»Der Herr ist gnädig«, wiederholte der Prior. »Und Seine Güte wäret ewiglich.«

Er wußte sehr wohl, daß Bruder Justus in den langen Jahrzehnten, die er hier in San Romedio zugebracht hatte, niemals an sich selber gedacht hatte. Niemals war er den seichten Verlockungen erlegen, die Pilgertum und Tourismus den Mönchen boten. Die kleinen Zerstreungen und Verdienstquellen, die Führungen, Ansichtskartenvertrieb, Andenken- und Devotionalienverkauf mit sich brachten, hatte er zurückgewiesen. Statt dessen hatte er jede Gelegenheit ergriffen, zu helfen und zu arbeiten, mit einer Art von Fanatismus, die dem Prior erst jetzt verständlich wurde, als er die Geschichte dieses Mannes hörte.

Allmächtiger, gnädiger Gott, der Du uns durch den heiligen Romedius gelehrt hast, den Gütern der Welt zu entsagen, um ein Leben in Einsamkeit und Gebet zu führen, sende auch mir den Heiligen Geist und gib, daß auch ich meine irdischen Wünsche den ewigen Gütern unterordne, durch Christus, unseren Herrn. Amen.

Der Prior wußte, daß Bruder Justus dieses Gebet der Bruderschaft zum heiligen Romedius ernst genommen hatte. Er hatte es in die Tat umgesetzt, wo immer Mitmenschen Hilfe brauchten. Wo eine Wöchnerin oder ein Neugeborenes starben, ein Alter dahinsiechte, Bergsteiger in Not oder Arme in Bedrängnis waren, überall dort war Bruder Justus aufgetaucht, ohne gerufen worden zu sein, und hatte geholfen. Die Bruderschaft des heiligen Romedius hatte sich, einer alten Legende zufolge, einstmals dem Schutze der letzten Braunbären in den Bergen von Trient verschrieben. Noch immer lebte Charlie, einer von ihnen, verwöhnt und fröhlich in dem Zwinger unterhalb des Haupthauses. Bruder Justus hatte dem Prior einmal gesagt, er wisse wohl, daß der Bär als Sinnbild des Schweigens, der Einsamkeit und der Geduld gelte. Heute erst erfuhr der Prior, warum der Frater wirklich nach San Romedio gekommen war.

»Und wie bist du überhaupt auf diese Fotografie gelangt?« fragte er, nachdem ihm das alles durch den Kopf gegangen war.

»Es ist der letzte und wichtigste Teil dessen, was ich dir zu sagen habe«, fuhr der alte Mann in seinem Bericht fort. »Es gibt keinen Zweifel, daß ich der Mann bin, über dessen Kopf die arabische Vier eingetragen ist. Ich bin unter diesen elf auch ein Außenseiter. Ich bin, wie du selbst sehen kannst, der einzige, der nicht so frech und provozierend in die Kamera schaut wie die anderen. Ich bin auch der einzige, der die Feldmütze eines Frontsoldaten auf dem Kopf hat und nicht die Schirmmütze mit dem Totenkopf an der Stirn. Auch ist mein Gewehrgriff falsch, denn ich habe diesen Präsentiergriff niemals gelernt. Ich kann mich nicht erinnern, daß dieses Foto aufgenommen worden ist. Aber es ist gewiß, daß ich darauf zu sehen bin. Wie ich in die Reihe dieser Mordbanditen gelangt bin, Padre Priore, ich will es dir erzählen: Ich war damals mit dreiundzwanzig Jahren Scharführer der Waffen-SS und Offi-

ziersanwärter. In Rußland war ich verwundet worden, hier, Padre, zum Beweis...«

Der alte Mann streifte mühsam den Kuttensärmel über das linke Handgelenk hinauf, und der Prior erblickte im Lichtkegel der Petroleumlampe eine halbmondförmige, bläulich unterlaufene Narbe, die sich über den Unterarm zog.

»Ich glaube es dir«, sagte der Prior und schob den Ärmel des alten Mannes behutsam wieder nach unten. »Fahr fort, Bruder Justus.«

»Ich war also verwundet worden und nur noch tauglich für den Garnisondienst in der Heimat. Der Ersatztruppenteil meiner Einheit lag in der Kaserne der alten österreichisch-ungarischen Garnison in Leitmeritz, nicht weit von Theresienstadt, wo sich dies alles — und noch mehr, Padre — ereignet hat.«

Der Prior nickte und hörte weiter zu.

»Dort war ich mit Aufgaben beschäftigt«, erzählte der alte Mann, »die mich weder ausfüllten noch befriedigten. Zur damaligen Zeit, mußt du wissen, wurden in größerem Umfang Austausche vorgenommen zwischen kriegsverwendungsfähigem Personal der sogenannten Totenkopfverbände, die die Konzentrationslager bewachten, und nicht mehr kriegsverwendungsfähigem Personal der Waffen-SS, also vor allem Verwundeten und Kranken. Es war am 18. April 1945, als ich zu dem Kommandeur meines Bataillons befohlen wurde. Mir wurde eröffnet, daß ich im Zuge eines solchen Austausches mit dem darauffolgenden Tage versetzt sei zu dem Wachbataillon des jüdischen Siedlungsgebietes Theresienstadt, wo ich mich bei dem Kommandanten, dem SS-Sturmbannführer Karl Rahm, zu melden hätte. Es sei ein vielseitiger Dienst, wurde mir gesagt, es gebe viele Freiheiten, es gebe Prominente und interessante Persönlichkeiten. Und vor allem gebe die Kommandierung Gelegenheit, alle Gerüchte zu zerstreuen, die über Vernichtungslager im Umlauf seien. Ich würde selbst sehen, es gebe in Theresienstadt weder Gasduschen noch Krematorien, das seien alles böswillige Verleumdungen und defätistische Greuelmärchen. Ich packte also meine Siebensachen und meldete mich, zusammen mit sechs anderen, am 19. April in der Kommandantur des Siedlungsgebiets bei dem genannten Rahm. Der hielt mich, als die anderen abtraten, zurück und sagte mir, daß sein Kamerad, der SS-Obersturmführer Jöckel